

## **Drei Uraufführungen Schlag auf Schlag**

Heidelberg, Frankfurt und Stuttgart zeigen neue Stücke von Nis-Momme Stockmann

Von Volker Oesterreich

*Dieser Text ist in der April-Ausgabe des Theater-Magazins „Die Deutsche Bühne“ erschienen*

Der Markt giert ständig nach neuen Talenten – nach Leuten, die wie der erst 28-jährige Nis-Momme Stockmann bei Dramatiker-Wettbewerben „absahnen“ und auf Teufel komm raus neue Theater-Texte zu Papier bringen (vgl. das Porträt in DDB 12/2009). Beim Heidelberger Stückemarkt 2009 wurde Stockmann gleich doppelt geehrt, beim gleichzeitig stattfindenden Stückemarkt des Berliner Theatertreffens konnte er ebenfalls punkten, der neue Frankfurter Intendant Oliver Reese wählte ihn zum Hausautor, und seit Dezember vergangenen Jahres gibt's Stockmann-Uraufführungen Schlag auf Schlag: erst in Heidelberg, wo der harte Realismus des dreifach prämierten Außenseiter- und Alzheimer-Stücks „Der Mann der die Welt aß“ sehr gut ankam, dann in Frankfurt, wo „Das blaue blaue Meer“ die Tristesse zweier Jugendlicher im Trabantenstadt-Milieu mit den Mitteln einer poetischen neuen Innerlichkeit vor Augen führt, und schließlich im Depot des Staatstheaters Stuttgart, wo Stockmann in „Kein Schiff wird kommen“ mit seinem frühen Autorenruhm kokettiert: in einer Textfläche, die zwischen Künstler-Farce und Familien-Tragödie oszilliert und mit ihren langen Monologstrecken und imaginierten Regie-Anweisungen eines Mauerfall-Stücks im Entstehungsprozess erhebliche Anforderungen an die Regie stellt. Annette Pullen hat den Text für ihre Stuttgarter Uraufführungsinzenierung wie eine Partitur gelesen und dessen stilistisch sehr unterschiedliche Musikalität zusammen mit drei Akteuren zum Klingen gebracht, immer schön zwischen Dur und Moll wechselnd.

Wie Stockmann selbst ist die Hauptfigur von „Kein Schiff wird kommen“ auf der Insel Föhr aufgewachsen und hat sich als Student in Berlin auf das Theaterdichterdasein vorbereitet. Zurück in die als dumpf empfundene Heimat geht's per Schiff, das bei Ebbe gelegentlich auf Grund läuft. Eine Metapher für die festgefahrene Situation des Helden, der selbst beim Mauerfall noch in den Kinderschuhen steckte und nun vom hassgeliebten, gern bierbeduselten Vater erfragen will, wie das damals so war auf Föhr, als man von den fernen Wendewirren des Jahrs 1989 erfuhr. Schließlich soll der Nachwuchsdramatiker in der insularen Isolation etwas „Nachhaltiges“, „Großes“ darüber schreiben, das wünschen sich die Intendanten so: Stücke über „Terror“, „Neonazis“ oder eben den Mauerfall, die der Erwartungshaltung des Publikums gerecht werden. Mit dem Diktiergerät in der Hand lechzt der hoch konzentrierte Matthias Kelle als Dramatiker-Alter-Ego Stockmanns nach solch einem welthaltigen Stoff – und erfährt dabei kaum etwas Neues über die Wende, die dem Youngster so befremdlich fern erscheint, dafür umso mehr über das eigene Familienschicksal, da seine schwer psychotische Mutter just zu dieser Zeit starb. Jens Winterstein als Vater und Lisa Wildmann in gleich mehreren Rollen komplettieren das spielstarke Stuttgarter Trio, das in Iris Krafts so simplem wie phantasievollem Zelt-Bühnenbild dem Gebot der „Nachhaltigkeit“ sehr gerecht wird. Ein großer kleiner Abend.

Zwischen monologischer Textfläche und „normalem“ Dialogstück changiert die von Mark Lungmuß zuvor in den Kammerspielen des Frankfurter Schauspiels inszenierte Sozialstudie „Das blaue blaue Meer“. Darko säuft sich darin „den Schädel leer“ und will sich im Wäschekeller des Vorstadt-Wohnsilos aufhängen, aber dann begegnet der etwa 20-Jährige der „Wohnsiedlungsprostituierten“ Motte. Sie ist erst 19 und ein genauso hoffnungsloser Fall wie

er. Aber zusammen, da hat man noch Träume. Ausbrechen will das Pärchen aus all dem Elend, um nicht so zu enden wie Mottes jüngere Schwester oder andere Nachbarn, die sich von den Dächern stürzen oder im Badezimmer ausrutschen und jämmerlich krepieren. Die beiden Loser klammern sich an ihre Utopien und sehnen sich nach den Sternen, die irgendwo, in einer besseren Gegend, noch leuchten, und ans titelgebende blaue, blaue Meer, das in Norwegen besonders schön sein soll. Gerade bei diesen Wunschphantasien gewinnt das Stück eine fast lyrische Qualität, die im krassen Kontrast zur kruden Lebensrealität des Pärchens steht. Mit dem Mikro in der Hand interpretiert Nils Kahnwald den Part Darkos wie ein Singer/Songwriter. Begleitet wird er von den beiden Bühnenmusikern Jan Weichsel und Daniel Brandel, die sich bei ihren mal elegischen, mal wutschraubenden Klängen an Stockmanns Lieblingsband Tocotronic orientieren. Folgerichtig, dass die von Tobias Schunk mit Eierkartons und Lichterkette ausgestattete Bühne aussieht wie der Probenraum einer Band. In diesem Ambiente kann auch Henrike Johanna Jörissen die Verletzlichkeit und Wut Mottes zeigen, wenn das körperlich uns seelisch vernarbte Wesen aufs Schlagzeug eindrischt oder ins Träumen gerät. So mutiert der Abend fast zum Clubkonzert – unplugged und unter die Haut gehend, leider aber auch symbolistisch überfrachtet.

In klinischem Weiß gehalten ist dagegen ist die Bühne im zwingerl des Heidelberger Theaters, wo der Stockmann-Reigen mit „Der Mann der die Welt aß“ begann. Ein Titel im Präteritum, denn wenn die Vorstellung beginnt, frisst die einst erfolgsverwöhnte Hauptfigur längst nicht mehr die Welt, statt dessen wird der von Daniel Stock gespielte 35-Jährige regelrecht aufgefressen: Seinen Job hat er verloren, seine Frau hat ihn verlassen, der jüngere Bruder driftet ins Drogen-Nirvana ab, vom langjährigen Freund ist auch nichts mehr zu erwarten, und dann hat er auch noch den eigenen Vater am Hals, der sich im Off seiner Altersdemenz verliert, woraus Roland Funke eine berührende Rollenstudie macht, die selbst dann nicht peinlich wird, wenn sich die gedankenverlorene Vater-Figur splitterfasernackt auszieht. Daniel Stock schreit und schnaubt und schwitzt in der nervenaufreibenden Partie des namenlosen Sohns und zeigt das verzweifelte Gefühlskaleidoskop eines Menschen, der zwischen die Mühlsteine des Turbokapitalismus geraten ist. Ständig ist er exponiert – auf einem weißen Podest, das eine Art Seelengefängnis zu sein scheint (Bühne: Christin Treunert).

Statt Traumsequenzen und Monologflächen herrschen in „Der Mann der die Welt aß“ knappe, schroffe, pointierte Dialoge in der Manier eines well made play vor. Geführt werden sie sehr häufig per Telefon, wodurch die gesellschaftliche Isolation des einstigen „Weltessers“ noch stärker akzentuiert wird. Dominique Schnizer, der Regisseur des Abends, lässt sein hoch motiviert spielendes fünfköpfiges Ensemble jedoch nicht mit normalen Telefonen kommunizieren, sondern drückt den Akteuren Kugelmikrofone in die Hand, auf dass die Erniedrigten und Beleidigten zu Lautsprechern ihrer seelischen Notlage werden können. Auch hier also gestattet man sich ein gewisses Quantum Symbolismus, ohne den der harte Realismus dieses Stockmann-Stücks vielleicht gar nicht erträglich wäre.

Bescheidenheit scheint das inszenatorische Gebot der Stunde bei den beiden Stockmann-Produktionen in Stuttgart und Heidelberg zu lauten. Annette Pullen und Dominique Schnizer geben sich unangestrengt (was oft sehr anstrengend sein kann) und pflegen ein fast britisches understatement, das nur einem Zweck dient: den jeweiligen Dramentext glänzen zu lassen. Mark Lungmuß dagegen will mit seiner Frankfurter Clubkonzert-Interpretation mehr – und schießt damit übers Ziel hinaus. Er will hip sein, dabei ist das doch schon der Text selbst. Die in „Kein Schiff wird kommen“ so schön durch den Kakao gezogenen Intendanten jedoch werden mit ihrer Lust auf „Nachhaltiges“ und „Großes“ sicher keine Ruhe geben, sie werden weiter nach Stockmann-Novitäten gieren.